

UMSCHAU

Rückschau auf 1968

Mythen – Tatsachen – Wirkungen

Die Rückschau auf die sogenannte Studentenrevolte wurde im Lauf des Jahres 1988 von jeder Zeitung, von jeder Fernsehanstalt in Gedächtnisbeiträgen vollzogen. Sie setzte sich auch in Buchveröffentlichungen um, in denen von unterschiedlicher Optik aus auf die bewegten Monate des Jahres 1968 geblickt wurde. Daß auch heute der Zugang zur Vergangenheit anscheinend nur mit Emphase gelingt, beweisen Buchtitel wie: „Die Tränen der Revolution“ (Rainer Bieling) oder „Das Fest der Revolution“ (Carl Seibold). Dagegen eröffnet die Personalisierung einen nachvollziehbaren Zugang: „Die 68er ...und was aus ihnen geworden ist“ (Tobias Mündemann). An allen Publikationen ist erkennbar, daß die Fülle sich widersprechender Vorgänge nicht auf wenige plausible Aussagen zu bringen ist; denn inzwischen wurden nicht nur Tatsachen tradiert, sondern es wurde auch an Legenden gesponnen, die bedauerlicherweise von nachfolgenden Generationen als Wiedergabe der damaligen Realität gewertet werden.

Eine erste Frage versucht zu klären, ob es sich um eine deutsche Revolte gehandelt habe oder ob im Zug eines weltweiten Aufbegehrens junger Menschen die Bundesrepublik nur ein „Nebenkriegsschauplatz“ gewesen sei. Nicht zu übersehen ist, daß es ab Mitte der sechziger Jahre in vielen Industrienationen der Welt zu Konflikten zwischen Jugend/Studenten und der politischen Ordnung kam (Amerika, Japan, Frankreich u. a.). In Deutschland prägte sich eine spezifische Situation aus, weil erstmals eine Generation herangewachsen war, die nur Wohlstand und Ordnung erlebt hatte und vom Krieg nur vom Hörensagen wußte. Diese Generation hatte nicht mehr die als Gemeinschaft verbindenden Erfahrungen von Kriegsnot und Nachkriegszeit gemacht. Unmittelbar damit verbunden war ein neuer Zugang zum politischen

System, das in Notstandsgesetzen und Großer Koalition auf eine abschüssige Bahn geraten schien. Die „APO“ (Außerparlamentarische Opposition) artikulierte die Grundfragen an die Väter der neuen deutschen Republik. Insoweit die Väter überfragt waren und schwiegen oder im Hinweis auf das Erreichte schon ausreichende Antworten erblickten, riskierten sie in ihrer Dialogunfähigkeit die angestammte Autorität. Durch das Verhalten der älteren Generation um eine Einordnung in überkommene Strukturen gebracht, fiel es den Studenten leicht, auch die Gesellschaft als Ganze einer Reform unterziehen zu wollen. „Die Befreiung des Menschen stand 1968 auf der Tagesordnung, der Beginn eigentlicher Menschwerdung, die keine Sache der Industrienationen des Westens allein sein konnte, sondern die Verdammten dieser Erde, die Erniedrigten und Beleidigten der Dritten Welt ebenso einzubeziehen hatte wie die verstaatlichten Völker des Ostens“, so kommentiert Rainer Bieling das suggestive Stichwort „Emanzipation“ heute.

Nun hat die Mythenbildung die 68er Generation auf das Postament von großen Reformern gestellt und sie zur Verehrung freigegeben. Hermann Lübbe nennt die vier Mythen, die entstanden sind: die Studentenbewegung habe die Hochschulreform erzwungen (in Wirklichkeit war sie seit Beginn der sechziger Jahre voll im Gang), sie sei eine Antwort auf die „Unbereitschaft der Vätergeneration gewesen, sich ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit zu stellen“ (in Wirklichkeit spielte dies in der Studentenbewegung – auch nicht als Antifaschismus – kaum eine Rolle), sie habe endlich die Gelegenheit zum Studium marxistischer Traditionen ermöglicht (in Wirklichkeit stand die Bearbeitung dieser Texte seit Mitte der 50er Jahre in den Vorlesungsverzeichnissen deutscher Universitä-

ten), sie habe zur „nötigen Emendation der demokratischen Kultur der Bundesrepublik“ beigetragen (in Wirklichkeit hat die Rüpelhaftigkeit des politischen Stils und das Tempo der Reformen nur ein zweideutiges Erbe hinterlassen).

Jenseits dieser die Realität verkennenden Mythen ist festzuhalten, daß die Studentenrevolte nur sehr differenziert an diesen vier Entwicklungen beteiligt war und bedauerlicherweise zuweilen auch eher negative Folgen nach sich zog; denn die ganze Revolte geriet durch einige Ambivalenzen in das Zwielicht eines Zwischen: zwischen Traum und Tat, zwischen Theorie und Praxis, zwischen demokratischer Durchsetzung und Gewalt. Je mehr die Bewegung in diese ungelösten Spannungen hineingeriet und je mehr sie dialogunfähig wurde, um so mehr spaltete sich die „Einheitsfront“ in unzählige marxistische Klüngel auf, neutralisierte dadurch die Wirkung der Bewegung und verbaute sich jeden Zugang zur Arbeiterschaft; um so leichter war es möglich, aus der gescheiterten Utopie in den linksorientierten Terrorismus mit Brandanschlägen und „symbolischen“ Morden auszuweichen. Hermann Rudolph bemerkt dazu: „Neben den Protest-Geprägten hinterließ sie (die Studentenrevolte) die Protest-Geschädigten – und beide haben über lange Zeit eine der unsichtbaren, aber wahrhaftig nicht unwirksamen Parteien im öffentlichen Leben der Bundesrepublik gebildet.“

Allmählich verband sich die Studentenrevolte mit anderen Ideen, die dann durch sie in das allgemeine Bewußtsein transportiert wurden: die antiautoritäre Erziehung (Alexander S. Neill), die Kinderladenprojekte, die Kommune-Idee, die Sexpol-Bewegung (Wilhelm Reich), die hedonistische Grundorientierung im Blick auf die Gesellschaft (Herbert Marcuse), die Wahrnehmung des Systems mit den neomarxistischen Begriffen der Frankfurter Schule (Theodor W. Adorno, Max Horkheimer, Jürgen Habermas). Bei diesen Impulsen fällt auf, daß die Großväter der Jugend sozusagen zu Vätern der Bewegung avancierten, den Willen zum Protest ideologisch unterfingen, wobei man nicht übersehen kann, daß das bewegende Gedankengut eher aus der Weimarer Zeit, aus den 20er Jahren, als aus den fünfziger Jahren stammte. In dem durch eine ge-

wisse Geschichtslosigkeit möglichen grenzenlosen Aufräumen in Gesellschaft und Welt schlechthin holt man sich die Modelle des Zusammenlebens vor allem aus der vernationalsozialistischen Ära: die Sexpol-Bewegung (Wilhelm Reich), die proletarische Erziehung (Walter Benjamin, Edwin Hoernle) hatten ihre Renaissance.

Die in der Rückschau immer wieder aufgeworfene Frage lautet: Was blieb von den bewegten Zeiten der Studentenrevolte übrig? An den Lebensgeschichten von Hauptakteuren lassen sich einige mögliche Typen der Lebensbewältigung ablesen: ein Teil wagte den „Marsch durch die Institutionen“ und kam inzwischen in verantwortlichen Stellungen an (als kritischer Richter, als nichtstaatskonformer Beamter, als radikaler Politiker oder „Sozialarbeiter“), ein anderer Teil verlor sich im Untergrund des Terrorismus (und manche endeten im Selbstmord), ein dritter Teil klebte mit großer Resignation über die zersplitterten Träume in der Subkultur fest oder entwickelte sich zum immer wieder befragten und bestaunten Schauobjekt einer großen Zeit. Die meisten Aktiven aus den 68er Jahren bewahrten sich ein Herz für soziale Reformen und arbeiteten, nachdem sie sich in Trauerarbeit von ihren Illusionen befreit hatten, konkret in jenen Neuen Sozialen Bewegungen mit, in denen manche Impulse aus den heißen Monaten einen Unterschlupf fanden.

Über die angedeuteten politischen, basisdemokratischen Reformversuche hinaus wirkte sich die Studentenrevolte vor allem in einer Lebensstilreform (in Musik, Sprache, Kleidung, Umgangsformen) aus. Der legere Habitus, die unkonventionellen Begegnungsformen, die antiinstitutionelle Lebensweise bauten gewiß viele überkommene Wertvorstellungen ab, nicht zuletzt im Bereich der Sexualität. Weil sich diese Veränderungen noch auf dem Rücken eines „Wertwandels“ (Ronald Inglehart) vollzogen, der zum Teil auch ein „Wertzerfall“ (Elisabeth Noelle-Neumann) war, konnte sich auch eine mündigere Gesellschaft in Bürgerinitiativen, Demonstrationen und anderen öffentlichen Protesten etablieren.

Was einst als große Reformen geplant war, wuchs nun in den Nischen einer Leistungsge-

sellschaft, die seit 1968 nichts von ihrer Härte an Konkurrenz und Streß eingebüßt hatte und dadurch den Humus für die aufblühende Sinnfrage bot. Dennoch bleibt gültig, daß die zuweilen zaghaften, zuweilen geradezu totalitären Modelle (in Politik, Kindererziehung, Lebensstil) ohne die Erfahrungen der 68er Jahre nicht möglich gewesen wären. Ist dafür das Wort „Kulturrevolution“ zu hochtrabend? Ist der Hinweis auf eine „zweite Aufklärung“ seiner anspruchsvollen Assoziationen wegen zu ungenau? Ist das Wort von der typisch deutschen Art einer „Revolution“ (nichts Halbes und nichts Ganzes) nur verräterisch für die Optik des Betrachters und faßt nichts von der damaligen Realität?

Was eine Gesamteinschätzung betrifft, ist das Urteil von Ralf Dahrendorf nicht zu vernachlässigen: „War 1968 am Ende vor allem eine Sache des Stils, eine Stilwende? Es fällt jedenfalls schwer, im Jahr der unauffindbaren Revolution einen Neubeginn zu sehen. Es war eher der dramatische Schlußpunkt unter die Nachkriegszeit

als der Beginn der Postmoderne oder sonst einer neuen Phase. Charakteristischerweise blieb alles, was seinerzeit gesagt und gefordert wurde, auf die Vergangenheit bezogen. Es richtet sich gegen die Öde des Wirtschaftswunders, ohne mehr als Vokabeln für die Zukunft anzubieten. Insofern blieb es ein Hauch des Wandels, dessen Niederschlag allenfalls die Aufgaben der Zukunft, nicht aber deren Lösungen bestimmte.“

Wie auch immer: Die 68er Jahre haben die Bundesrepublik tief geprägt. Die nostalgische Rückschau des Jahres 1988 hat erneut an den Tag gebracht, wie bedeutsam diese Monate waren. Daß in der Wirkungsgeschichte sozusagen das Beiprogramm in Erziehung und Lebensstil mehr bewegt hat als die primären politischen Zielsetzungen, ist hier wie auch in vielen anderen Fällen typisch für den Gang der Geschichte. Was als Nebensache gedacht war, entwickelt sich zum eigentlichen Impuls.

Roman Bleistein SJ

Atomare Abschreckung und christliche Friedensethik

Seit sich die katholische Kirche in offiziellen Dokumenten zu der Frage atomarer Massenvernichtungswaffen äußert, wird immer wieder auf die Grenzen der Tolerierbarkeit der Nuklearabschreckung abgehoben. So sprach das Zweite Vatikanische Konzil schon vor mehr als 25 Jahren bezogen auf die notwendige Überwindung der atomaren Abschreckung von einer „Frist, die uns von oben noch gewährt wurde“ (*Gaudium et Spes*, 81). In Verlängerung dieser Aussage des Konzils forderten die deutschen Bischöfe in ihrem Hirtenbrief „Gerechtigkeit schafft Frieden“ von 1983, „mit aller Anstrengung nach Alternativen zur Androhung von Massenvernichtung zu suchen“.

Diesem Aufruf entsprechen zwei wichtigere neuere Publikationen zur Frage einer christlichen Friedensethik angesichts der Drohung mit nuklearen Massenvernichtungswaffen. Es handelt sich um die Bücher „Atomare Abschreckung und kirchliche Friedensethik“ von Hans Langendörfer und „Friedenspolitik mit militäri-

schen Mitteln. Eine ethische Analyse strategischer Ansätze“ von Thomas Hoppe¹. Beide Autoren verfolgen eine Prüfung bestehender militärstrategischer Abschreckungskonzepte unter ethischer Rücksicht, und es geht ihnen darüber hinaus um die Entwicklung von Kriterien für mögliche Alternativkonzepte, die speziell an einer christlichen Friedensethik orientiert sind. Sie gehen dabei von der realistischen Prämisse aus, daß Atomwaffen mindestens auf absehbare Zeit nicht aus den militärischen Strategien eliminiert werden können, und ihre besondere Aufmerksamkeit richtet sich von daher auf eine größtmögliche Begrenzung der Zerstörungsrisiken, die von diesen Waffen im Kriegsfall ausgehen. In beiden Büchern wird eine Fülle von Literatur vor allem aus dem US-amerikanischen Raum aufgearbeitet, und sie vermitteln so einen guten Überblick über den Stand der Diskussion.

Hans Langendörfer macht zu Beginn seiner Studie die Feststellung, daß in einer theologischen Friedensethik neben der Applikation phi-